

Dr. Astrid Osterland
osterland_a@yahoo.de
 Mitarbeiterin der SAPPPhO-Frauenwohnstiftung

SAPPPhOs Salon am 28.3.2014
Gemeinschaftlich wohnen – aber wie!?!?
und was das mit der Liebe zu tun hat

1. Es muss passen oder die Illusionen von heute sind die Probleme von morgen

Viele Frauen haben den Wunsch, in einer Gemeinschaft zu leben oder alt zu werden. Genauer in einer Gemeinschaft, in der frau sich wohl und aufgehoben fühlt. Doch der Wunsch allein versetzt noch keine Berge, und deshalb gilt es genauer hinzuschauen. Wir müssen das Rad nicht jedes Mal neu erfinden! Schon gar nicht in unserem Alter!

Vor dem Umzug in ein anderes Leben sollte die **Selbstbefragung** stehen: Was sollte ich mitbringen, um nicht ins gemeinschaftliche Unglück zu rennen? Wie steht's mit meiner „Gemeinschaftstauglichkeit“?

Kann ich mir vorstellen, mit vielen mir fremden Frauen nicht nur nebeneinander her sondern aufeinander bezogen, gemeinschaftlich zu wohnen?

Überhaupt ist es hilfreich sich einmal der Frage zu widmen (möglichst vor dem 80. Lebensjahr): Wie sieht mein Traum vom Leben im Alter aus? Und wie steht's mit dem gemeinschaftlichen Leben? Welche Hoffnungen beflügeln mich und welche Vorstellungen erschrecken mich eher?

Hintergrund: es ist ein Unterschied ob ich allein in meiner eigenen Bude schalte und walte, nur dem Mietvertrag unterworfen, oder ob ich in ein Haus ziehe, wo erklärtermaßen „gemeinschaftlich“ gewohnt werden soll. Was immer das heißt....., denn da wird es interessant. Soviel sei schon jetzt gesagt: Meinungsvielfalt ist garantiert. Das stellt sich allerdings häufig erst nach dem Umzug ins neue Leben heraus, zumeist zum Ärger derjenigen, die vorher genau zu wissen glaubten, was „Gemeinschaftlich wohnen“ konkret heißt.

Ich wage die Prognose: Wenn Du nach dem Salon immer noch „Ja“ zum Wohnprojekt sagst, bist Du wahrscheinlich richtig!

Merke: Die Wohnform muss zu mir passen, denn sie ist mehr als eine Wohnung, in der ich allein für mich nur nach meinen Regeln und Vorstellungen leben kann. Welche z.B. vor allem Ruhe haben will oder bei jeder Unstimmigkeit einen „Herzklabaster“ kriegt, hat schlechte Karten für das Lebensglück im gemeinschaftlichen Wohnprojekt.

Schwierigkeiten haben vermutlich auch die, deren Kränkungsbereitschaft sehr hoch ist und die alles auf sich beziehen, wenn's mal knirscht im sozialen Getriebe, denn zum Gekränktsein gibt es nach meinen Erfahrungen reichlich Anlass.

Hintergrund: Je mehr wir miteinander zu tun haben, desto mehr können wir einander antun!

Das gilt in der Liebe genauso wie im Wohnprojekt. Ich finde nämlich, gemeinschaftliches Wohnen hat viel mit den Gesetzen der Liebe zu tun und das ist uns Frauen ja ein vertrautes Gelände. Deswegen komme ich ab und an auf diesen reichen Erfahrungsschatz zurück.

Merke: Lebensqualität im Wohnprojekt ist Beziehungsqualität....und da geht's im Prinzip zu wie in der Liebe. Allerdings gilt die erfreuliche Botschaft: wir müssen uns nicht alle lieben! Es reicht, dass wir verliebt sind in die Idee und das schöne Haus (wie z.B. unseren Beginenhof).

Hintergrund: Der Wunsch nach einem Leben in Gemeinschaft, so meine Hypothese, ist ein „Chiffre“ für grundlegende soziale Bedürfnisse, wie etwa der Wunsch nach Sicherheit, Kontakt, Wertschätzung, Zugehörigkeit, dem Gesehen- und Verstandenwerden usw. Auch wenn darüber nie gesprochen wird, sind sie der verborgene Quell, aus dem sich so etwas wie Gemeinschaftlichkeit speist....oder auch nicht.

Aber es gilt auch: „Allet Jute is nie beisammen“, wie die Berlinerin sagt, und wer darauf hofft, dass alle Wünsche erfüllt werden, kann lange warten. Immerhin gibt es ja schon den von SAPPhO geförderten Friedhof für Lesben, auf der wir uns dann zum gemeinschaftlichen Liegen unter der Erde einfinden können. Ruhe und Harmonie garantiert.

Wir wissen,

am Anfang steht die Vision von der großen Liebe/dem gemeinschaftlichen Wohnen. Gemeinsam statt einsam! Ohne Diskriminierung und Verletzungen. Das soll es sein!

Hintergrund: Das Schöne an Visionen ist: sie sind wie Wind unter den Flügeln. Ohne diese Vision könnten die Frauen ein solches Projekt mit all den Hürden gar nicht stemmen. Für viele ist es der Traum vom anderen Leben, aufgehoben in einem Solidarnetz, das auch trägt, wenn alle Stricke reißen.

Visionen beflügeln die Projektarbeit. Dazu sind sie da, und wie das so ist im Land der Visionen und Verliebtheiten: das Bild der Phantasie hat noch keine Risse, die Vorstellung ist einfach zu schön: gemeinsam alt werden und sich gegenseitig unterstützen. Die Freuden und Leiden des Lebens zu teilen. Ja, das wär's doch! Also muss endlich ein Wohnprojekt her!

Ich mache einen Sprung, denn

nun ist das Haus fertig, die Wohngruppe hat Hochzeit /das Einweihungsfest gefeiert, der Einzug ins gemeinsame Heim ist bewältigt..... und nun kann's losgehen. Der Alltag hält Einzug.....und siehe da, die Wohngruppe bzw. das glückliche Paar stellen fest, dass das Zusammenleben seine Tücken hat. Zu unterschiedlich die Vorstellungen vom gemeinsamen Alltag und überhaupt das Erschrecken, wie unterschiedlich die Meinungen der Beteiligten sind. Das ist - allen Bekenntnissen zur Vielfalt und Toleranz zum Trotz - zumeist kein Anlass für freudige sondern eher für ärgerliche Erregung. Die Streitereien werden immer heftiger bis es zur Trennung wg. „unaufhebbarer Differenzen“ kommt.

Merke: Wer die Vielfalt der Unterschiede preist, sollte rechtzeitig an den „Brückenbau“ denken. Denn Unterschiede sind bestens dazu geeignet, Abgründe zu produzieren, vor allem, wenn's hart auf hart kommt.

Hintergrund: So ähnlich geht es auch in vielen Wohngruppen zu: im Zusammenleben stellen die Beteiligten angesichts unterschiedlicher Meinungen und heftiger Konflikte fest, dass sie überhaupt nicht zusammen passen und jeder Verbleib im Projekt angesichts solch unerträglicher Mitbewohnerinnen eine Zumutung ist.

Bei uns verzweifelten schon nach einem ½ Jahr die ersten und kündigten ihren Auszug an, zu dem es allerdings bis heute nicht gekommen ist.

Denn Auszug ist nicht die Lösung des Problems!

Merke: Entgegen einem weit verbreiteten Vorurteil sind, meiner Ansicht nach, nicht die unterschiedlichen Menschen und Meinungen das Problem, sondern die Frage, wie wir damit umgehen.

Das „**Wie**“ (die Art und Weise, wie wir darüber kommunizieren) ist mindestens so wichtig wie das „Was“, das Thema/Problem. Das „Wie“ bestimmt darüber, was überhaupt vom „Was“ zur Sprache kommt. Viel zu reden heißt noch lange nicht, gut, d.h. verständigungsorientiert, miteinander zu kommunizieren.

Das wird zumeist unterschätzt. In der Liebe genauso wie im Wohnprojekt.

2. Konflikte – das soziale Unkraut im Wohnprojekt

Damit sind wir zwangsläufig beim Thema **Konflikte** und stellen erfreut fest: wir sind uns einig. (Kommt ja nicht jeden Tag vor!) Das was uns eint: Keine mag Konflikte, Keine will sie, alle wollen ein harmonisches Miteinander ohne Stress und Streit.

Das sind doch gute Aussichten für Harmonie im Wohnprojekt, sollte frau meinen!

Die haben nur einen Haken und der gehört zu den best gehütetsten Geheimnissen. Ich wage den Geheimnisverrat: Alle wollen Harmonie zu **ihren** Konditionen, d.h. wenn **ihre** Wünsche und Vorstellungen bei den Entscheidungen erfüllt sind. Das sind aller Erfahrung nach nicht immer die der anderen.... und schon ist er da, der ungeliebte Konflikt nebst seiner ungemütlichen Folgen – in der Liebe wie im Wohnprojekt.

Merke: Konflikte sind so sicher ist wie das Amen in der Kirche, allgegenwärtig, überall dort, wo Menschen zusammen kommen, um miteinander etwas auf die Beine zu stellen.

Hintergrund: Und noch etwas gilt es zu realisieren: auch FrauenLesben können den kommunikativen Wildwest, das Schießen aus der Hüfte, das verletzte Seelen hinterlässt. Zahlreiche lädierte Seelen pflastern den Weg der Lesbenbewegung durch die selbst organisierten Projekte.

Denn es gilt auch: FrauenLesbenwohnprojekte sind nicht dazu da, die den Frauen unterstellte Friedfertigkeit unter Beweis zu stellen sondern allenfalls ihre Fähigkeiten zur konstruktiven Konfliktaustragung. Das sind die wichtigen Voraussetzungen für die Beziehungsqualität – in der Liebe wie im Wohnprojekt, und sie lassen sich – erfreuliche Botschaft! - lernen.

Hintergrund: Wenn es ums Wohnen geht, hat jede etwas zu verteidigen, weil Wohnen eben mehr ist als nur ein Dach über dem Kopf und 4 Wände drum herum. Die Wohnung und das Drumherum sind wichtige Bestandteile der Wohlfühl-/Lebensqualität, und das gilt erst recht für gemeinschaftliche Wohnformen.

Gemeinschaftlich geteilte Räume (die gemeinsame Wohnung/das gemeinsame Haus, der Gemeinschaftsraum, der gemeinsame Garten, der Laubengang) sind

grundsätzlich potentielle Konfliktfelder z.B. bei solchen Fragen: welche darf ihren Wäscheständer wie weit vor die Tür der anderen stellen? Darf der Baum im Garten beschnitten oder gar gefällt werden? Wer darf den Gemeinschaftsraum wann und wie nutzen? Wie viel Geld darf das Sofa dort kosten? – alles Anlässe für hoch emotionalisierte Reaktionen, und wo die Emotionen hoch kochen beherrscht Kampfrhetorik das Feld und wo gekämpft wird, sind Ängste im Spiel. Das gilt – wir ahnen es - nicht nur in der Liebe.

Denn hier geht es um Einfluss und – ein Tabu unter FrauenLesben – Macht, d.h. um die für manche alles entscheidende Frage: welche setzt sich am Ende mit ihren Wünschen durch? Je wichtiger das Thema (Geld, Raum, Naturschutz, persönliche Freiräume) für die Einzelne desto größer die Kampfbereitschaft und desto größer die Aussichten auf Missverständnisse, Polarisierungen, eben...Konflikte.

(Auch ich habe innerlich gehörig aufgerüstet, als einige Mitbewohnerinnen gegen die Katzenklappe für meinen Kater stimmten und damit einen wichtigen Punkt meiner Lebensqualität bedrohten)

Merke: Auch Wohnprojekte sind Orte von Kämpfen um Macht und Einfluss, in denen nicht nur Meinungen sondern fest gefügte Lebenseinstellungen aufeinander prallen. In unserem Alter weißt du schließlich, wo es lang geht und lässt dir nicht so ohne weiteres ein X für ein U vormachen, denkt sich im Grunde jede. Jetzt geht es nur noch darum, dass die Anderen das auch kapiieren.

Die Folge: es wird heißer und je höher die Flammen der Erregung aus dem Projekthaus schlagen desto mehr würden am liebsten fluchtartig den Raum der gemeinschaftlichen Verheißung wieder verlassen. Kein gemütlicher Ort fürs geruhsame Leben und Altwerden!

Hintergrund: Konflikt und Schuld als siamesische Zwillinge

Zu den Brandbeschleunigern im sozialen Kosmos gehört nach meiner Beobachtung jene Dynamik, die auch in der Liebe oft verhandelt wird, wenn das Aus droht. Das ist die Frage: Wer hat schuld, wenn's nicht so klappt wie ersehnt? Die Antwort ist zumeist sonnenklar und einmütig: es sind immer die Anderen/die Andere, die verantwortlich sind für die Unstimmigkeiten. Doch trägt dieses Fazit leider nicht zur Lösung bei, geschweige denn zur Beruhigung der Gemüter.

Die so Beschuldigten denken nämlich nicht im Traum daran, die Schuld auf sich zu nehmen, Buße zu tun und endlich ihre Meinung zu ändern. Stattdessen schicken sie die Schuld postwendend zurück an die Gegenpartei, die angesichts der Uneinsichtigkeit ihrer Kontrahentinnen nunmehr allen Grund dafür sieht, die Aufregung zu steigern und das zu sagen, was endlich mal gesagt werden muss: Die

anderen Mitbewohnerinnen sind – vorsichtig formuliert - „doof“ und wenn sie das nicht wären, könnte alles so schön sein im Gemeinschaftshaus.
Harmonie im Wohnprojekt, wenn nur nicht so viel andere „Doofe“, dabei wären?
Wir ahnen: auch das ist noch nicht des Rätsels Lösung.

Hinzu kommt, dass es in diesem schlechten Spiel immer Täterinnen und Opfer gibt, wobei selbstverständlich keine eine Täterin sein will, weil der Opferstatus gerade bei Frauen weitaus mehr Sympathien hat und ein Freifahrtschein für Anklagen jedweder Art ist. Tenor: ich bin Opfer der doofen, uneinsichtigen, unwissenden, Mitbewohnerinnen, die schuld daran sind, dass ich leide. Wie schön könnte das Leben sein, wenn es sie nicht gäbe!

Es sei schon hier verraten: es gibt sie, die „Doofen“ Uneinsichtigen, immer und überall. Sie sind der „personelle Unkraut“ im „sozialen Getriebe“ und – ein schwacher Trost bei der Sache – es kann Jede treffen.

Die Folge: aus Mitbewohnerinnen werden Gegnerinnen und am Ende der Konfliktspirale weiß kaum noch eine, worum es ursprünglich ging, wohl aber, wen sie nun auf den Tod nicht ausstehen kann. Es sind die „Doofen“, vornehmer formuliert: die „Trägerinnen der Unterschiede“, deren Existenz in Zeiten der Harmonie gepriesen, in Zeiten des Konflikts jedoch zum Stein des Anstoßes wird. Das tut weh, und so wird der Traum vom gemeinschaftlichen Wohnen für manche zum Albtraum. Ich frage Euch: muss das so sein? und hoffe auf ein kollektives „Nein“!

Das Rad nicht jedes Mal neu erfinden! Aus den Erfahrungen lernen!

Denn auch ich behaupte, dass es hier nicht um eine naturgesetzliche Abfolge geht und halte Prävention ist das Mittel der Wahl. Sie geht realistischere davon aus, dass Unterschiede und die sie begleitenden Konflikte nicht zu vermeiden sind, wohl aber Streit und Stress, in den sie so häufig ausarten.

3. Umgang mit Konflikten oder Wie verhindern wir, dass das Projekthaus in Brand gerät?

Stellt Euch einen Moment mal vor, was passiert, wenn es keine Verkehrsregeln und nur kaputte Ampeln in dieser Stadt gäbe! Da Verkehrspolizisten im armen Berlin nicht bezahlbar sind, müssten wir an jeder Kreuzung persönlich aushandeln, wer jetzt Vorfahrt hat. Da sich die Verhandlungen Dank der hohen Anzahl der „Doofen“ auch im Straßenverkehr endlos hinziehen, sind Streit und Verkehrschaos die Folge. Außerdem kam es bereits auf Grund unterschiedlicher Meinungen zu gewalttätigen Auseinandersetzungen um die Vorfahrt. Folge: der Schrei nach Ampeln und Regeln wird unüberhörbar.

Warum? Weil sie Strukturen darstellen, die ein stressfreies, sicheres Miteinander im Straßenverkehr gewährleisten..... und das nicht nur dort.

Ich plädiere deshalb für die Aufstellung von Regeln und Vereinbarungen für den sozialen „Verkehr“ in Wohnprojekt, auf deren Boden ein kooperatives, gut-nachbarschaftliches Verhältnis erwachsen kann. Es versteht sich von selbst, dass es dabei nicht um Eingriffe in die Privatsphäre der Bewohnerinnen geht sondern um die Gestaltung der öffentlichen Räume und des gemeinschaftlichen Umgangs jenseits der eigenen vier Wände.

Bei uns im Beginenhof sind das die „Vereinbarungen der Hausgemeinschaft zur Selbstverwaltung“, eine maßgeschneiderte, demokratisch abgestimmte „Hausordnung“, die all das regelt, was unsere öffentlichen Räume und gemeinschaftlichen Aufgaben betrifft. Wichtig ist dabei: sie wird regelmäßig auf ihren praktischen Nutzwert überprüft und ggf. verändert..... und sie hat sich als Konfliktprävention bewährt.

Hintergrund: Jede Wohngruppe steht vor der Aufgabe, eine ihr angemessene Kultur des „sozialverträglichen“ Miteinanders zu entwickeln, um die anstehenden Aufgaben zu lösen. Dies betrifft sowohl die Sachebene der Lösung von Aufgaben (Arbeitsteilung via AG's, Verwaltungsbeirat in WEG's) als auch die Beziehungsebene des Umgangs miteinander.

Dabei geht es um die Frage: „Wie gestalten wir unser Zusammenleben unter einem Dach, und zwar so, dass es sich gut dort leben lässt (auch für die „Doofen“)? Schließlich wollen wir ja alle tolerant sein und in Berlin ist Inklusion sowieso das Gebot der Stunde.

Verbunden ist damit die Frage: Welche Werte (z.B. gegenseitige Wertschätzung und Akzeptanz von Unterschieden, Freiwilligkeit der Beteiligung, Frauensolidarität) und welche Bedürfnisse (u..a. Nähe-Distanz: für sich sein und trotzdem dabei sein) sind für uns tragend?

Welche Form von Unterstützung wollen/können wir einander geben?

Wie schaffen wir transparente Entscheidungsstrukturen die die Mitbestimmung aller gewährleisten (auch wenn die zum Leidwesen der „Aktivistinnen“ häufig gar keine Lust auf Mitbestimmung haben und sich schlicht verweigern mitzumachen)?

Das meiste davon geschieht ohne großartige Diskussion, weil wir alle gelernt haben, höflich und halbwegs sozialverträglich miteinander umzugehen und Einigkeit darüber besteht, dass wir alle ja gut miteinander auskommen wollen. Doch auch hier versetzt der Wille nicht unbedingt die Problemlage, die sich bisweilen als unüberwindlich erweisen.

Auch die Frage der Arbeitsteilung regelt sich zumeist scheinbar wie von selbst nach dem Motto: „Jede tut das, wozu sie Lust und Fähigkeit hat und keine mehr als sie kann“.

Da die Lust leider ein scheues Reh ist und nicht immer dort, wo sie gebraucht wird, führt dies bisweilen zu Engpässen wie jüngst unsere Garten-AG feststellte, der es an Mitarbeiterinnen mangelt. Freiwilligkeit und Notwendigkeit sind keine siamesischen Zwillinge, wenn es um die „Arbeit an der Sache“ geht. Das hat Konsequenzen für die Idee der Selbstverwaltung gemeinschaftlicher Angelegenheiten, die sich u.U. nur auf wenige Aktivistinnen der gemeinschaftlichen Wohnens stützen kann.

Auch hier ein Konfliktpotential, denn es zählt ja zu den Grundwerten des Hauses, dass gemeinschaftliche Aktivitäten freiwillig sind und jede entscheidet, wann und wie weit sie sich „einbringen“ will. Das geht freilich nur so lange gut, wie nicht alle Mitbewohnerinnen sich der lustlosen Abstinenz am gemeinschaftlichen Tun verschreiben und in der Folge im Garten und auch im sozialen Leben das „Unkraut“ regiert.

Merke: Modelle des selbst verwalteten gemeinschaftlichen Wohnens basieren auf der Mitbestimmung und Beteiligung der Bewohnerinnen, um sie zu lebendigen Orten des Wohnens zu machen. Nicht aller, aber wenigsten so vieler, dass der „Laden“ am Laufen bzw. der Garten unkrautfrei gehalten wird.

Da hier der (freiwillige) Lustfaktor als unwägbar Variable eine große Rolle spielt, geht es um die Frage: Wie erhalten wir uns die Lust am Leben und Arbeiten im Projekt? Kreative Antworten erwünscht! Hier ein 1. Versuch:

Wenn es nach mir ginge, brauchen wir angesichts der notorischen Meckerlust in diesem Lande und dem Freifahrtschein für Kritik und Shitstorms jedweder Art eine „Anerkennungskultur“, die Raum gibt für die Wertschätzung der Arbeit und die Lust, die es bereitet, wenn wir uns zu löblichem Tun zusammenfinden (wie z.B. Teile des Beginenhofs, wenn sie sich an der Aktion „Parcobello“ zur Verschönerung der umliegenden Grünflächen beteiligen). Wider alle Gerüchte kann „Arbeit“ nämlich nach meiner Erfahrung Spaß machen und der Seele gut tun, jedenfalls dann, wenn sie gemeinschaftlich erfolgt und bei Keks und Kaffee einen krönenden Abschluss findet.

Ich z.B. freue mich als informelle Paketannahmestelle des Hauses sehr über freundliche Botschaften auf meinem Notizzettel an der Tür, wenn sich die Paketberge davor stapeln. Über die Anerkennungskultur kommt der Kreislauf des Gebens und Nehmens in Schwung und die Frage nach dem Gesehenwerden und der Wertschätzung erübrigt sich von selbst.

Lust am gemeinschaftlichen Tun hängt maßgeblich von der Erfüllung sozialer Bedürfnisse ab (Werde ich gehört und verstanden? Wird meine Mitarbeit

wertgeschätzt? Fühle ich mich zugehörig oder als Außenseiterin?) und einer Kommunikation die auf Verständigung und Kompromiss setzt. Daran hapert es bisweilen gehörig... mit ungunstigen Konsequenzen für die Atmosphäre im Haus.

Es zeigt sich immer wieder: Viel reden heißt nicht, gut i.S. von verständigungsorientiert miteinander zu kommunizieren. Vorherrschend sind auf Hausversammlungen häufig Missverständnisse, Unwillen zum Zuhören, genervte Zwischenrufe, z.B. wenn XY redet, die – wir ahnen es – zu den „Doofen“ zählt und allenfalls ein Augenrollen gen Himmel erntet. Das ist sicher keine Einladung zum Mittun sondern allenfalls ein Grund dafür, Kommunikationsformen so zu ändern, dass sie nicht gekränkte Seelen sondern engagierte Mitbewohnerinnen befördern.

Merke: Gute Kommunikation ist nicht alles – aber ohne gute Kommunikation geht's nicht gut. Denn sie ist der Boden, auf dem Lebens- (und Liebes-) qualität wachsen kann.....oder eben auch nicht.

Dass es damit bisweilen gehörig hapert – nicht nur in der Liebe – haben Viele von uns leidvoll erfahren. Das liegt auch daran, dass es in diesem Lande viel selbstverständlicher ist, Kritik zu üben und Schuldige dingfest zu machen als Anerkennung und Wohlwollen zu formulieren, ohne dabei peinliche Abwehr zu riskieren. Außerdem gilt es, den Weg beizeiten für Kompromisslösungen zu bereiten, bevor die Fronten fest gefügt sind.

Hintergrund: Die Wenigsten von uns sind Meisterinnen der konstruktiven Konfliktlösung nebst gewaltfreier Gesprächsführung, besonders dann, wenn es hart zur Sache bzw. um die eigenen Interessen geht. Das hat uns niemand beigebracht, aber – das ist die hoffnungsfrohe Botschaft – es lässt sich lernen und der Weg ist das Ziel!

Merke: Bevor das Projektschiff titanicleich auf Grundeis geht und die Bewohnerinnen – dieses Mal in ungewollter Gemeinsamkeit - „Opfer“ ihrer selbst produzierten Konfliktdynamik werden, ist es ratsam, sich Unterstützung an Bord zu holen, sozusagen eine „Lotsin“ durch die Wellen der Erregungstürme.¹

¹ Das sind zumeist Supervisorinnen/Moderatorinnen/Mediatorinnen, die als Prozess- und Entwicklungsbegleiterinnen fungieren und die spezifischen Herausforderungen gemeinschaftlichen Wohnens kennen. Vergleicht man ein Wohnprojekt mit einem Orchester, so könnten sie quasi als „Dirigentinnen“ die „werkgetreue“ Umsetzung der Gemeinschaftspartitur unterstützen.

Hintergrund: Harmonie gibt's nicht zum Nulltarif, (weder in der Liebe noch im Projekt). Sie ist in 1. Linie das Ergebnis eines höflich-vertrauensvollen Umgangs miteinander - kein Problem für uns?! Oder? - und 2. transparenter Entscheidungsstrukturen nebst der Bereitschaft zu tragfähige Problemlösungen.² Nichts leichter als das!..... Oder?

Wegweiser ins Land dieser gelobten Lösungen sind die „richtigen“ Fragen: Die Schuldfrage eignet sich dafür herzlich wenig, weil sie – seufz! – der strikte Weg in die kollektive Uneinigkeit ist. Es geht um die Sache, nicht darum, die Hitparade der Opfer aufzustellen!

Ich plädiere für den Blick nach vorn in Richtung: „Was können wir tun, um die Konflikte/Probleme so anzugehen, dass wir tragfähige Lösungen finden?“

Vorschläge erbeten!

Dazu eine Idee von mir: Wie wäre es mit so einer Art „sozialem Feuermelder“? Feuermelder sind ja dazu da, dass sie schon bei den ersten Rauchzeichen Alarm schlagen bevor die Wohnung/das Projekthaus in Flammen steht. Einer meiner Feuermelder zur Verhinderung eines sozialen Großbrandes wäre eine Art „Kummerkasten“, in dem sich alles einfinden darf, was die Einzelne bekümmert, was ihr weh tut, was sie stört, was sie verbesserungswürdig findet usw. Schuldzuweisungen, Analysen usw. verboten!

Ein Satz: z.B. „Mich bekümmert, dass wir uns so oft nicht aussprechen lassen“ genügt. Ich wünsche mir stattdessen??? Konstruktive Vorschläge erwünscht! Und schon geht's weiter mit der nächsten Frage: „Was kann ich, was können wir dafür tun, dass unsere Bedürfnisse halbwegs erfüllt werden?“ Und zum Schluss der Lösungswege steht die Frage: „Wie können wir gewährleisten, dass unsere guten Vorsätze erfüllt werden?“

Vielleicht gibt es andere Bewohnerinnen mit ähnlichen Problemen, die Zeichen setzen und aufmerken lassen. Sie wären Hinweise, dass hier etwas knirscht im sozialen Gefüge, etwas, das Konfliktpotential hat und aufgegriffen werden sollte, bevor es zerstörerische Formen annimmt.

Ziel ist es nicht, die Schuldigen/Doofen dingfest zu machen sondern das zur Sprache zu bringen, was die Idee des „guten Lebens“ im Projekt (noch) behindert und nun beseitigt/verringert oder verbessert werden sollte.

Um hier produktive Gespräche zu initiieren ist wiederum das „Wie“ der Kommunikation, d.h. die Form des Herangehens an das Thema, entscheidend. Je heißer das Problem, desto wichtiger die Form! Sie ist sozusagen der Türöffner für

² Das sind die, die möglichst von allen mehr oder weniger getragen werden. Ist das nicht gewährleistet entsteht sehr schnell die Opposition der Unterlegenen, die ihre Wünsche nicht genügend beachtet sehen und das zumeist auch mehr oder weniger direkt zum Ausdruck bringen

das „Was“, das Thema, um das es (eigentlich) geht, das aber schnell aus dem Blick gerät, wenn Ängste und Spannungen das Feld beherrschen.

Es reicht nach meinen Erfahrungen häufig nicht, einfach mal loszulegen und zu reden, wie einer der Schnabel gerade gewachsen ist. Der ist in heißen Fällen zumeist sehr spitz und erhöht die Gefahr, in der Sackgasse des Hick-Hacks zu landen. Ergebnis? Kampf statt Konsens und genervte Mitbewohnerinnen.

Merke: Es ist kein Armutszeugnis gemeinsamen Versagens (weder in der Liebe noch...) sich Unterstützung bei dem Weg durch die kommunikativen Fallen und gruppendynamischen Abgründe zu holen... und das von vorne herein im Finanzbudget einzuplanen..... und zwar am besten, bevor das ganze Projekthaus in hellen Flammen steht oder noch viel besser: vor dem Einzug in das neue Haus über die Anbringung sozialer Feuermelder nachzudenken.

Das Ziel: präventive Wege zu bahnen, um das Minenfeld der Konflikte zu entschärfen, damit wir eine an der Sache orientierte Zusammenarbeit und einen wohlwollenden Umgang miteinander hinkriegen. Schließlich war's das ja, weswegen wir u.a. den Sprung ins neue Leben wagen.

Was im Gerangel der Auseinandersetzungen manchmal gar nicht wahrgenommen wird: auch Gruppen sind lernfähig und verändern sich. Das geht bei der Suche nach den Schuldigen häufig unter: auch wir selbst sind lernfähige Wesen, die Erfahrungen machen und Schlüsse daraus ziehen. Das ist mehr als die Selbstgerechtigkeit zu pflegen und Klagen über die „Doofen“, alternativ auch über „die Frauen an sich“ zu führen, deren „Doofheit“ und Zimtzigigkeit ja legendär ist – zumindest im antifeministischen Diskurs, wo die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht ja bisweilen als personifizierte Verheißung erscheint.

Der Vorteil: als lernfähiges Wesen bin ich zwar sauer, aber nicht mehr Opfer von „doofen“ Täterinnen. Ich entscheide selber, welche Konsequenzen ich aus meinen Lernerfahrungen ziehe und nicht, wer Schuld an meinem Leiden ist. Wenn die Lebenszeit begrenzt ist, gibt es für mich wichtigere Fragen als diese. Ein emanzipatorisches Projekt fürs Alter sozusagen, das gut voneinander zu unterscheiden.

4. Chancen und Grenzen oder Die Vision in der Realität verankern....und sich daran freuen

Und wenn das alles halbwegs gelingt und die Gruppe/das glückliche Paar sich zurecht geruckelt haben??? Dann finden wir uns zwar nicht im Himmel der Visionen wieder, wohl aber hienieden auf Erden, wo es ja manchmal auch

himmlisch zugehen kann. Manchmal, nicht immer! Das liegt daran, dass das Glück kein Dauerzustand ist – in der Liebe ebenso wenig wie im Wohnprojekt.

Lebensqualität im Wohnprojekt ist nach meiner Erfahrung eher etwas Alltäglich-Bodenständiges, auf dem allerlei Geahntes und Ungeahntes wachsen kann, was die „Seele nährt“. Es setzt sich für mich zusammen aus jenen Momenten, die mir sagen, dass ich goldrichtig bin da, wo ich lebe, dass Ort und Menschen mir Heimat geworden sind, auch wenn ich sie nicht alle liebe und manches mir (noch) schöner vorstellen könnte.

Was mich betrifft, so gab und gibt es diese Momente immer wieder.

Zu meinen glücklichen Momenten zählen z.B.

- * Das morgendliche Hallo am Briefkasten, wo ich merke: ich bin nicht allein, auch wenn ich sonst gern für mich bin
(Bedürfnis nach dem Gesehenwerden)
 - wo sich ganz zwanglos Verabredungen für gemeinsame Aktivitäten ergeben und die Vielfalt der Menschen eine Vielfalt von Kontakten und Interessen bietet (auch wenn mir zum Tanzen immer noch eine fehlt, die mitmacht)
(Bedürfnis nach sozialer Resonanz und neuen Erfahrungen)
- * Wenn ich meine kleinen Freuden und Sorgen mit anderen teilen kann
(Bedürfnis nach Anteilnahme und Kommunikation)
- * Wenn ich weiß, es gibt immer eine, die sich um meinen Kater kümmert wenn ich als „rasende Rentnerin“ eben mal weg bin und die das Ei hat, das mir zum Kochen fehlt
- * Sehr beliebt sind bei mir auch die 2 Hände meiner Nachbarinnen, die ich für komplizierte Montagen brauche
(Bedürfnis nach Unterstützung)

Es sind die Momente

- * Wenn wir miteinander feiern und meine Freundinnen aus dem Haus sich mit denen von außerhalb anfreunden
(Bedürfnis nach Zugehörigkeit und dem Eingebundensein in ein Netzwerk)
- * Wenn ich teilnehmen und Anteil nehmen darf an dem, was in meinem „Netzwerk der Wahlverwandtschaft“ vor sich geht (Zugehörigkeit)
- * Wenn ich mal wieder nur 20 Schritte brauche, um die tollen Angebote zu Kultur, Tanz und Gespräch in unserem „Salon“ wahrzunehmen
(Bedürfnis nach Teilnahme am sozialen Leben ohne große Hindernisse)

Und dann gibt es die Momente, wo das Leben gar nicht amüsan ist, sich aber herausstellt, dass das Solidarnetz tatsächlich hält, auch wenn etliche Stricke

gerissen sind. Mein ungewolltes Highlight in dieser Angelegenheit will ich Euch nicht verschweigen. Es war ein Einbruch in meine Wohnung. Dieselbe sah aus, als sei ein Tsunami durch sie gefegt. Schubläden waren aufgerissen, Türen hingen in den Angeln, Geld und Schmuck waren weg und ich nahe an einer mittleren Panik. Seit diesem Ereignis weiß ich, dass dieser Zustand sich besser ertragen lässt, wenn Menschen da sind, die dich auffangen und durch die ersten Schrecknisse begleiten. Das sind „naturgemäß“ nicht die Menschen, die weit weg sind, auch wenn ich ihnen sehr nahe stehe. Was nützen mir meine Freundinnen in Genf, Paris oder New York, wenn ich hier bei mir zu Hause Hilfe brauche? Dann sind es die Nachbarinnen von nebenan, die genau da sind, wo du sie brauchst, eben weil sie mit dir unter einem Dach leben, präsent, gutnachbarschaftlich und hilfsbereit und – in meinem Falle - so großzügig, dass sie mir drei Tage später an meinem Geburtstag ein Geschenk überreichten. Inhalt: der Geldbetrag, der mir gerade geklaut worden war. Das war nicht eben wenig, weil ich einiges für den Geburtstagseinkauf zurückgelegt und nicht gut versteckt hatte.

Dieses alltägliche Solidarnetz der Unterstützung ist es, was das Leben im Wohnprojekt so unbezahlbar macht. Nichts, was sich einfordern lässt, wohl aber etwas, was auf dem Boden der Idee einer gemeinschaftlichen Verbundenheit wachsen kann und in einen Kreislauf von Geben und Nehmen eingebunden ist. Und wenn es dann blüht und gedeiht, dann weiß ich: hier bin ich richtig am Platz, hier darf ich sein und ich bin nicht allein, (wenn ich es nicht will).

Und damit wenigstens ein Teil dieses Hauses in Lesbenhand bleibt, geht meine Wohnung dereinst an die SAPPPhO-Stiftung, und ich freue mich schon jetzt darüber, dass sie zum Lebensort einer weiteren Lesbe wird.

„Wat willstste mehr?“, sagt die Berlinerin und ist froh, dass es so etwas gibt und Solidarität unter Frauen einen Ort hat, sich zu entfalten.